

# Das Räthsel von Elvershöj.

Roman von Reinhold Grimm.

## Erstes Kapitel.

Erst Hallager ließ für einen Moment die Hand mit dem Pinsel sinken und wandte sein blondes Haupt lauschend gegen die grüne Waldesdämmung zu seiner Linken hin. Jedemal, wenn sich während dieser letzten Stunden da drinnen zwischen den alten Buchenflämmen etwas geregelt hatte, das für sein Ohr dem Geräusch eines leichten Menschentrittes gleich, war dasselbe erwartungsvoll-freudige Aufleuchten über sein Gesicht gegangen, hatte er mit derselben charakteristischen Kopfbewegung die blauen Augen von seinem halb fertigen Bilde erhoben. Aber das Ereignis, auf das er unvertennbar in dieser ganzen Zeit gehofft hatte, stellte sich noch immer nicht ein. Wieder mußte ihn ein Vogel getäuscht haben oder ein durch das Unterholz streichendes Reh.

Nach Verlauf einer Minute war Ernst Hallager seines neuen Irrthums inne geworden, und ohne ein merkliches Anzeichen des Verdrußes nahm er seine Arbeit wieder auf.

Der kleine waldbumstloffene Weiber, an dessen schilfbewachsenem Ufer er seine Staffelei aufgestellt hatte, war in all seiner traulich anheimelnden Stille, in seiner anspruchslosen Lieblichkeit auf der Leinwand wiedergegeben; ein lichtblauer Sommerhimmel, mit schneeigen Lämmerschwärmen überstreut, glänzte, wie jetzt in der Wirklichkeit, so auch auf dem Gemälde über dem dunklen Wasserspiegel und die Sonne, deren strahlende Scheibe noch nicht bis zur Höhe der alten Baumkronen emporgehoben war, schob hier und da ihre goldig aufblühenden Lichtspitze durch das grüne Blättergewirr. Wenn auch auf dem Bilde noch die letzte entscheidende Vollendung fehlte, war es doch unmissbar schon jetzt ein kleines Meisterwerk, das die nervige und dabei auffallend schön geformte Hand des Malers da hervorgezaubert hatte.

„Du Ernst Hallager selbst, wie es dem echten Künstler geziemt, stand offenbar ganz in dem Bann seiner Schöpfung. Jetzt lauschte er nicht mehr wie vorher mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch, das drinnen im Walde laut wurde; er überhörte das seine Knaben der dünnen Zweige und das schwache Rauschen des modernen Laubes unter einem raschen Menschenfuß, ja, er vernahm nicht einmal das leise Kratzen von Frauenkleidern hinter seinem Rücken, und es traf ihn mit dem ganzen wohnigen Schreden holder Lebererweichung, als sich plötzlich zwei weiche kleine Hände mit festem Druck über seine Augen legten.“

„Echt!“

Als ein lauter, klingender Jubelruf war es von seinen Lippen gekommen. Palette, Malstift und Pinsel — alles was ihn an dem freien Gebrauch seiner Hände befehligen konnte, lag in der nächsten Sekunde auf dem Boden, und mit einer stürmischen Bewegung hatte er sich nach der lebendigen Ursache seines Schreies umgewandt, um sie voll freudigen Ungestüms in die Arme zu schließen.

„Endlich! Endlich! Seit einer Stunde, du Teufel, habe ich mit Schmerzen auf dich gewartet.“

Seine Sprache hatte den eigenthümlichen Tonfall des beschreibenden Standinabiers; aber seine Stimme klang hell und martig. Sie würde wohl auch fähig gewesen sein, das Gemüth einer Schlacht zu überhören.

„Wirklich? Darf ich dir glauben? Kann man so fleißig sein, wenn man mit Schmerzen auf Jemand wartet?“

Nur ein einziges Mal hatte er ihre Lippen küssen dürfen, dann hatte sie sich sanft aus seiner Umarmung befreit und war an die Staffelei getreten. Ein niederhängender Buchenast streifte ihren Hut, so hoch und schlang war sie gewachsen. Die Linien einer tadellos geformten Gestalt zeichneten sich unter dem schmiegsamen Stoff des leichten Sommerkleides ab und das längliche zartgefarbte Gesicht über dem feinen weißen Hals war von außerordentlicher Schönheit.

„Aufmerksam, mit klarem, eindringlichem Blick betrachtete sie das Bild, und ihre Augen leuchteten, als sie sich dem Maler wieder zulehnte.“

„Weißt du auch, daß ich keinem anderen gönnen möchte, es zu sehen? Mir ist, als ob du unser heimliches Glück mit hineingemalt hättest in dies Bild, und die Vorstellung, daß fremde, gleichgültige Menschen es mit stumpfer Neugier anschauen werden, ist mir so peinlich, als ob ich ihnen damit zugleich unser ganzes Geheimniß preisgegeben sähe.“

„Und werden wir es ihnen nicht auch preisgeben müssen, Editha?“ fragte er lächelnd. „Man kann sich doch nicht verloben und verheirathen ohne die Welt vermuthen zu lassen, daß man sich liebt.“

Mit einer raschen Kopfbewegung hatte sie ihr Gesicht wieder dem Gemälde zugewandt. „Nein — natürlich nicht! Aber ich wünschte, es könnte immer so bleiben, wie es während die-

ser letzten vier Wochen war! Und wir werden unser Geheimniß bewahren, so lange wir dazu im Stande sind — nicht wahr? Ein Glück, das man den Leuten offenbaren muß, ist seines holdsten Zaubers schon beraubt.“

„Wird es mich in deiner Achtung herabsetzen, Liebste, wenn ich gestehe, daß ich von solcher Empfindung durchaus nichts verspüre? Wie schön und poetisch auch immer das romantische Waldmärchen sein mag, das wir hier durchlebt haben — das Beste soll ihm doch erst folgen. Und meinetwegen könnte es morgen schon die ganze Welt erfahren, daß ich in einigen Wochen oder Monaten der glücklichste Keil unter der Sonne sein werde.“

„Warum erst dann? Bist du es denn nicht schon jetzt?“

Er legte seinen Arm um ihre Schultern und bemühte sich, ihr in die Augen zu sehen. „Solange du bei mir bist — ja! Aber was bedeutet diese eine Stunde gegen die dreißigjährige Vergangenheit, die ich ohne dich verleben muß? Was ist eine Woche, deren Dauer nach Minuten bemessen wird, neben der brennenden Sehnsucht, dem verzehrenden Wangen eines langen Hie und da hilft mir die Arbeit wohl ein wenig über mein heißes Verlangen hinweg. Aber es bleibt noch immer so viel Zeit rastloser Ungebuld übrig, da ich an nichts anderes zu denken vermag als an dich, daß mir's wohl zu verzeihen ist, wenn ich die Romantik unserer heimlichen Liebe mit tausend Freuden eintauchen möchte gegen die alltägliche Prosa einer öffentlichen Verlobung.“

Edithas Wangen hatten sich dunkler gefärbt, während er sprach. Seinen suchenden Blick vermindert, löste sie sich abermals aus seinem Arm und ließ sich auf einen moosbewachsenen Stein hart am Rande des Weihers nieder.

„Warum quälst du mich, Ernst? Habe ich dir nicht gesagt, daß die Zeit noch nicht da ist? Und waren wir nicht übereingekommen, noch zu warten?“

„Ja, das heißt, ich hatte mich deiner Bitte gefügt, meinem Herzen zum Trost. Aber du solltest nicht grausam darauf bestehen, daß ich dies unnatürliche Verprechen halte. Was kann denn Furchtvolles geschehen, wenn ich mich morgen im Herrenhause von Elvershöj einstelle, um bei deiner Mutter und deinem Großvater um dich zu werden? Vielleicht werden sie einen Versuch machen, dich mir zu versagen. Aber was thut das? Kann ich nicht um dich kämpfen? Und was kümmern uns schließlich ihre Vorurtheile, wenn wir uns lieb haben? Sind wir nicht stark genug, uns selber unser Glück zu erbauen? Haben sie etwa die Macht, dich zu halten, wenn du mit mir nach Norwegen gehst, wo du eine neue Heimath finden wirst, eine zärtliche Mutter, ein trautes Häuschen und einen Garten, dessen Arme stark genug sind, dich durch das Leben zu tragen? Wahrscheinlich, ich kann diesen Adelsstolz deiner vornehmen Verwandtschaft nun einmal durchaus nicht tragen nehmen. Wenn sie sehen, daß es uns ernst ist, läßt ihnen ja nichts anderes übrig, als Ja und Amen zu sagen.“

„Du kennst eben meinen Großvater nicht. Und auch meine Mutter — gerade weil sie sich in demütigender Abhängigkeit von ihm befindet, würde sie niemals einwilligen. Wahrscheinlich hat sie in Bezug auf mich allerlei hochfliegende Pläne.“

„Die du selber vereitelt hast, indem du die Thorheit begingst, dich in einen Maler ohne Adelswappen und förmliches Vermögen zu verliehen. Ja, Editha, so bedauerlich es für deine Mutter sein mag, daran ist nun nichts mehr zu ändern. Und ich denke, sie früher wir sie auflären, desto besser ist es für sie und für uns.“

Aber sie schüttelte energisch den Kopf. „Das alles ist nicht so leicht, Ernst! Du vermagst eben die Verhältnisse nicht zu beurtheilen, mit denen ich leider zu rechnen habe.“

„Out, so lehre mich diese Verhältnisse kennen, damit ich zu einem besseren Urtheil gelange. Bis jetzt weiß ich ja von ihnen fast nichts.“

„Es wäre rettungslos um unseren sonnigen Märchentraum geschehen, wenn ich unflug genug sein würde, deiner Unwissenheit ein Ende zu machen. Ist der rechte Zeitpunkt gekommen, so wirst du alles erfahren. Bis dahin aber will ich mir das Glück unserer Heimlichkeit nicht rauben lassen. Nenne es meinetwegen thörichten Eigensinn oder romantische Laune; wenn du mich nicht betrüben willst, darfst du dich nicht dagegen sträuben.“

„Nun, da wären wir also wieder auf dem alten Fied.“, seufzte der Maler mit unterdrücktem Unmuth. „Und gestern, als mich die Sehnsucht nach dir beinahe nützlich machte, habe ich mir's doch und heilig geschworen, diese Thranen nicht länger zu ertragen. Wie kann ich mich deinen grausamen Wünschen fügen nach einem solchen Eid?“

Sie sah zu ihm auf und lächelte. „Sicherlich erfährst du dies bezugnehmende Räthsel nicht oft auf dem stolzen, fast herrischen Gesicht, und sicherlich war

es gerade deshalb von so unübersehblicher Gewalt.“

„Ich entbinde dich deines Schwures, Ernst, und nehme alle Verantwortung auf mich. Ist dir das nicht genug?“

Er schüttelte den Kopf, aber ihr Lächeln hatte auch den Schatten von seinem Antlitz verschleudert. „Du bist eine gefährliche Zauberin. Manchmal kann ich mich wahrhaftig der Furcht nicht erwehren, daß es wirklich nur ein Märchen ist, was ich erlebe, und daß du eines Tages vor meinen Augen als Nixe hier im Weiber verschwinden wirst, vielleicht mit einem netzigen Hohlhaken über den dummen Sterblischen, der dich ganz profanisch zu seiner Hausfrau machen wollte. Sicherer wäre es immerhin, wenn ich dich jetzt auf meine Arme nähme und dich hinübertrüge nach Norland, wo du mir wahrlich nicht mehr entschlüpfen solltest.“

„Bist du dessen so sicher? Würdest du mich da oben zu einer Gefangenen machen wollen?“

„Nein. Aber wohin ich dich brächte, würde dir nimmer ein Verlangen kommen, wieder die Heimath aufzusuchen. Du weißt nicht, Editha, wie schön es bei uns ist, wieviel freier man lebt, wie viel ruhiger und glücklicher als hier!“

„So erzähle mir davon, Ernst! Ich will versuchen, mir alle die Wunder auszumalen, von denen ich höre.“

„Weshalb sollte ich es unternehmen, zu schildern, was sich nicht schildern läßt? Du wirst es ja mit eigenen Augen sehen. Und dann — ich fürchte mich fast, dir von meinem Vaterlande zu sprechen. Würdest du nicht gestern mit einem Male verstümmelt und traurig, als ich es that?“

Sie senkte den Kopf und zerküßte mit der Spitze des Sonnenschirms den weichen Moossteppich zu ihren Füßen. „Es war eine Thorheit, Ernst — ich schäme mich, daß du es bemerkt hast, und ich bitte dich, es zu vergessen.“

„Ist meine Märchenprinzessin denn wirklich auch einer Thorheit fähig? Du glaubst nicht, mein Lieb, wie viel Vergnügen mir diese Entdeckung bereitet. Und was war es nun eigentlich, das dich so tief verstümmte?“

„Weil ich eine Strafe verdient habe, will dir's berichten. Ich war eifersüchtig.“

„Ein solches Geständniß hatte er offenbar am allermeisten erwartet. „Eifersüchtig?“ fragte er erstarrt. „Doch nicht auf ein lebendes Wesen?“

„Ja, und vielleicht darfst du mich darum nicht einmal tadeln. Schien es nicht, als ob der Name dieser Thyra Jensen mit jedem deiner Erlebnisse, mit jeder deiner Erinnerungen unlöslich verweben sei? Was auch immer du mir aus deinem Leben erzählen möchtest, jedesmal wurde es zuletzt nur ein Loblied auf sie.“

Erst lachte nicht mehr; aber es war auch nichts von Befangenheit in seinem plötzlichen Ernst. „Habe ich wirklich so viel von ihr gesprochen? Nun, du wirst es begreifen finden, sobald du sie kennen gelernt hast, meine goldberzige Schwester Thyra mit ihrer zärtlichen Seele und ihrem sonnigen Gemüth.“

„Da bist du schon wieder Feuer und Flamme. Und doch dürftest du eigentlich zu mir nicht mit solcher Wärme von einem Mädchen sprechen, das in Wahrheit gar nicht deine Schwester ist. Sagtest du doch selbst, sie sei überhaupt nicht mit dir verwandt.“

„Nein. Aber sie war taum vier Jahre alt, als meine Eltern die Verlobung zu sich nahmen. Wie Geschwister sind wir miteinander aufgewachsen, und es ist uns taum je in den Sinn gekommen, daß wir es nicht wirklich sind. Sei versichert, Editha, daß niemand dich liebevoller und herzlicher empfangen wird als meine Schwester Thyra.“

„Ihr schreibt euch natürlich sehr fleißig, nicht wahr?“

„Wir thaten es bis vor Kurzem. Seit dem Tage aber, da unser Waldmärchen seinen Anfang nahm, habe ich nur ein paar Postkarten mit kurzen Nachrichten über mein leibliches Wohlergehen nach Hause geschickt. Es ist das erste Mal, daß ich ein Geheimniß vor Thyra habe. Dein Wille war es, der mich dazu zwang, aber es ist mir gar nicht wohl dabei. Ich habe immer die Empfindung, als ob ich damit ein Unrecht gegen meine Mutter und meine Schwester begehe.“

„Das heißt, sie gelten dir im Grunde mehr als ich, denn sonst könntest du wahrlich nicht sonderbare Gemüthsstempel kommen. Gesetzt mir's nur offen, Ernst: deines Herzens bester Theil ist drüben in Norwegen geblieben, und es war nur ein winziger Rest, den du mir zurückbrachtest!“

Der Vorwurf sollte scherzhaft klingen; aber ein herber Zug in ihrem schönen Gesicht strafte den leichten Ton. Und Ernst Hallager sah die kleine Falte des Unmuthes wohl.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sultan von Marocco ist, wo möglich, ein noch kränklicher Mann, als der am Bosphorus. Nun, Frankreich wird ihn bald zu Tode curirt haben.

Heut geht das alte Jahr zu Ende. Ein neues zieht am Zeithehimmel auf, das der ganzen Welt es spende. Was sie bedarf, in segensreichem Lauf.

Das russische ostasiatische Gesandener soll wieder umkehren. Hoffentlich werden die englischen Fischer in der Nordsee rechtzeitig gewarnt.

# Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

## (17. Fortsetzung und Schluß.)

Schnittler Krach hatte die Sense niedergelegt. Sein Werk war gethan für dieses Mal.

Aus tausend Munden aber blutete noch immer das Erwerbsleben. Ganz langsam nur, ganz allmählich konnten sie sich schließen und verharren. Und auch das nur, wenn der Sinn für Mäßigung und weiche Beschränkung Einzug hielt allenthalben.

Immer wieder betonte das Möller-Sieghard.

Er überfah die gegenwärtige Lage ganz klar und auch die geschäftliche Zukunft... soweit überhaupt für den Kaufmann ein Bild hinter die Schleier des Kommenden möglich ist.

Im jähen Sturz, mit verheerender Gewalt war die Welle niedergebrosen. Nun hob sie sich wieder in sachtem, vorsichtigem Anschwellen. Die Lager der Händler hatten sich geleert in den langen Monaten, der Bedarf an Waare wuchs und führte der Industrie neue Beschäftigung zu; die Einnahmenschwankungen der Eisenbahnen wiesen steigende Zahlen auf; Gruben, Hütten, Fabriken betamen zu thun und konnten und mußten wieder die Mithilfe der Banken in Anspruch nehmen, der großen Kreditgeber. Die Hunderttausende von Arbeitern, deren fleißige Hände brach gelegen hatten oder die doch die Verkürzung der Betriebszeit schwer empfunden hatten, verdienten und konnten wieder verbrauchen. Der Verbrauch der Massen aber bedeutet Umsatz der Werthe.

Auch die große Weltpolitik war in ruhigeren Bahnen eingelenkt. Der Januarkrieg war geschlossen. Ein starkes Friedensbedürfnis erfüllte Herrscher und Völker. Schon wurden die größten Goldlieferanten der Erde, die Minen von Johannesburg, wieder in Betrieb gesetzt. In Ostasien boten sich dem Unternehmungsgeist unter neu geänderten Verhältnissen breite Bahnen. Und die Riesenrepublik der Neuen Welt erlebte einen Aufschwung, der zur Zeit auch die Geldmärkte des alten Kontinents befruchtete half, wennschon man für die spätere Zukunft mit schwerer Besorgnis den Weiterer der gigantischen Kontinenten abwoh. Der Handel von Erdöl zu Erdöl, der schwer erschüttert gewesen war, wuchs. Die Schifffahrt blühte auf. Auf den Heiligen der Werthe reichte sich Neubau an Neubau.

Das allgemeine Vertrauen erstarkte. Große und kleine Sparer, die in der Periode des Niederganges mit ihren Anlagen gedreggt hatten, brachten ihre Kapitalien auf den Markt. Die Kurse begannen langsam von dem Punkt ihres größten Tiefstandes wieder aufzusteigen. Die allgemeine Geldflüssigkeit kam Handel und Industrie zu Hilfe.

Man athmete auf, vom langen Druck befreit.

Auch im Hause Möller-Sieghard war das Schwerste überwunden. Nicht ohne Rückschläge freilich. Nicht ohne Stunden, in denen selbst Eberhard's Zuversicht zu brechen drohte und er schwerer belämmerten Herzens die breite Treppe hinaufstieg, um sich bei seiner jungen Frau neuen Muth und neue Kampfeslust zu holen.

Die Salseserische Bank war unrettbar verloren, jeder Versuch einer Hilfsaktion vergeblich; für die Aktionäre kamen voraussichtlich nur wenige Prozent zur Verteilung. Aber die Prometheusgesellschaft ließ sich durch Zusammenlegen der Aktien, theilweisen Verzicht der Obligationsinhaber, durch Heranziehung der hauptpflichtigen Aufsichtsrathmitglieder rekonstruieren — auch Willa hatte seine Hauptpflicht mit schweren Opfern eingelöst. Seit das neue, aufsehenerregende Prallpatent für die Gesellschaft gesichert war, hatte sie ja nach der technischen Seite hin ein festes, gesundes Fundament — eine sichere Zukunft.

Erstwert wurde die Sanierung nur durch den Wirtswart, die zahllosen Verschleierungen in den Büchern. Bald blieb verschollen. Und der einzige Mann, der außer ihm einen wirklichen Einblick in die verwiderten Verhältnisse besitzen mochte, Salseser, starb ganz plötzlich in der Untersuchungsanstalt, noch ehe er vor seine irdischen Richter getreten war. Bei dem riesigen, scheinbar vor Gesundheit strotzenden Manne hatten sich in der Enge seiner Zelle nervöse Störungen, mit völliger Schlaflosigkeit gepaart, eingestellt. Der Gefängnisarzt gab ihm Betäubungsmittel. Die Dosis mochte ihm aber nicht genügend erscheinen, und er mußte sich durch Bestechungen oder Versprechungen — es kam nicht heraus, durch weissen Hilfe — selbst eine Quantität Morphium verschafft haben. Man fand ihn eines Morgens tot in seiner Zelle, das fast geleerte Medizinsfläschchen auf dem Tisch neben sich, nachdem er noch am Abend vorher fluduland an seiner Vertheilungsschrift gearbeitet hatte.

Das war wenige Tage vorher, ehe Konrad mit Harbi sich nach Südwäprika einschiffte. So schritt er noch hinter dem Sarge seines Vaters her.

Nur der Anfallsgeistliche und der Sohn.

„Mir war es,“ sagte er nachher zu seinem Schwiegersvater, „als habe ich meine ganze Jugend mit eingefahrt.“

Der Herbst war gekommen.

Ein milder Herbst. Im Garten hinter dem einstöckigen grauen Hause farbten sich die Buchenwipfel schon goldigbraun. Aber durch die weitgeöffneten Fenster der Gallerie saß flutheite der Sonnenschein.

Graf Wellried trimpelte, das Notizbuch in der Hand, unruhig von einem Raum in den andern. Seine Aufgabe war eigentlich erledigt. Er hatte für die einzelnen Gemälde die Mindestforderungen festgestellt, zu denen sie in nächster Woche zur Auktion gebracht werden sollten. Er hätte längst zu den andern nach vorn gehen können, aber er mochte sich nicht trennen von dem ihm so lieb gewordenen Sälen, von diesen Bildern, bei deren Anlauf er vielfach mitgewirkt, deren jedes für ihn eine kleine Geschichte hatte.

Das sollte nun in alle Winde verstreut werden, in die Hände von Toren kommen und Prohen! Und da vorn lachten sie! Wahrschäftig sie lachten! Wenn der alte Graban dabei war, herrschte ja immer Heiterkeit. Sogar die kleine seine Frau Salseser, mit den traurigen Augen, hatte ein wenig gelächelt. Vorhin — wie war das doch gewesen? — als die Depesche die glückliche Ankunft von Konrad und Harbi in Windhoek meldete, hatte die alte Erzählung so schön über die Kolonien gebrummt. Diese Kolonien! Und die Flotte! Unzuf! Der Große König wußte, was es hieß, die Kräfte zu konsolidieren, alles auf das Land her zu verwenden, auf die Säule des Staates.“

Ein ganz unmodern Mensch, diese graue Kriegsargel. Ein Runkelbar! „Recht ist es, daß du die alten Schinken losschlägst, Geheirathen. Nur um den Wenzel thut's mir leid. Vor dem Erzengelcollegen hab' ich Respekt. Aber warum du dies gräßliche Ding, den Rokegrosse, partout behalten willst — nimm's mir nicht übel, das verheiß' ich nicht. Solch Unglücksbild.“

Der Graf blühte in seine Notigen. Fast eine halbe Million mochte wohl herauskommen, wenn die Sache einigermaßen gut verlief. Und das würde sie wohl. Solch eine Sammlung war ja seit Jahrzehnten nicht auf den Markt gekommen. Alle Vertreter der großen Staatsgalerien hatten sich schon zur Auktion angemeldet. Nun ja — sie wußten: gerade hier konnten sie ihre schlaffen Liden ausfüllen. Möller war doch ein feiner Kenner gewesen... und sein eigener Rath auch nicht übel... wie damals, als sie in Paris die beiden Carots taufen und den Pracht-Daubigny, von dem noch niemand recht etwas halten wollte. Und da die drei Lenbachs... und der föstliche Leib!...

Alldlich standen Lora und Eberhard vor dem kleinen alten Herrn. Sie lachten beide nicht. Ernst sahen sie aus. Fast feierlich ernst.

„Ob man's nicht doch noch einmal versuche...? In letzter Stunde...“

„Lieber Geheimrath! Haben Sie doch Einsicht! Es ist ja eine Barbarei, das so zerklüftet zu lassen. Das Herz leidet sich mir im Leibe um...“

„Du bist doch in meiner Schule, sozusagen, groß geworden, Lora! Sprich du ein Wort für diese Schätze. Mein Himmel, ich verstehe ja alles. Aber besser Herr Geheimrath, so verkaufen Sie doch diesen alten Kasten hier — und behalten Sie die Sammlung...“

Möller schüttelte den Kopf. „Nein, lieber Graf,“ sagte er bestimmt. „Diese Sammlung habe ich erworben — über die kann ich verfügen. Dies alte Haus aber, das gehört gar nicht mir. Das ist von meinen Vätern ererbt, und ich muß es kommenden Generationen überliefern. Die Sammlung — sie war mir gewiß ans Herz gewachsen — ist ein schöner Luxus. Ich kann ihn entbehren. Auf diesem Hause aber ruht die Tradition und ruht damit ein stiller Segen. Das hab' ich so recht empfunden in dem letzten Jahr — und doch so glücklichen Jahr.“

Graf Wellried ging. Er küßte, auch diese beiden wollten Abschied nehmen — allein —

Dicht nebeneinander schritten sie von Gemälde zu Gemälde. Sie sprachen wenig miteinander. Nur hier und dort erzählte Eberhard mit knappen Worten, was ihn einst zum Ankauf bestimmt hatte.

Zulezt traten sie vor den Rokegrosse. „Du verstehst, Lora, warum ich mich von diesem Bilde nicht trennen mag — wie du ja alles verstehst. Es soll mir und den Meinen stets wie eine Warnung vor den Augen stehen, eine ernste Warnung vor den Gefahren gerade unfres Berufs. Aber das ist es doch nicht allein; ich will dies Bild behalten als Erinnerung an den Abend, an dem ich dich zuerst recht kennen lernte.“

Sie hatte seine Hand genommen und ihren Kopf an seine Schulter gelegt. Zärtlich sah sie zu ihm empor, in seine ruhigen, klugen Augen.

„Der Sturm ist über uns hingeraucht —“ sprach er sinnend weiter. „Er hat uns gebeugt, aber nicht gebrochen. Wir können uns wieder aufrichten. Wir werden es. Harbi wußten wir im sicheren Hafen. Nur Willa...“

Lora lächelte still. „Sorge dich nicht, Eberhard. Deine Herzengüte hat auch das Glück ins Haus gebracht, an dem er genesen wird.“

„Maria —“

„Ja... Heimchen!“

„Es wäre wie eine Fügung —“

„Alles ist Fügung, Eberhard —“

„Sie wandten sich und schritten langsam, Arm in Arm, längs der Fensterreihe zurück.“

Doch plötzlich blieb Lora stehen. Sie lachte so fröhlich, daß er sie vermunbert anfaß.

„Aber Eberhard! Eberhard! Was seh' ich denn da! Da an deinen Schläfen. Ganz weiß —“

„Ja, Lora — es hilft nichts. Soll ich färben?“ scherzte er.

„Das fehlte gerade noch! Du wirst mir doch nicht eitel werden?“

„Nur auf dich, Lora. Aber zu ändern ist's nicht — du hast dir eben einen alten Mann geheirathet.“

Da lachte sie wieder. „Wie nur sie lachen konnte: ein stilles, taum hörbares Lachen, aus dem es herausklang wie Glodenton.“

Und sie legte ihre Arme um seine Schultern und küßte ihn und lachte wieder: „Du Narr — du lieber, lieber Narr! Du — und alt! Ja... wie ein alter Wein — wie Finkenweide bist du! Und die weissen Haare dort! Die will ich gerade lieb haben! Das sind Ehrenzeichen, Eberhard. Der Sturm ist über uns hingebraucht, sagst du. Uns hat er erst recht zu einander geführt. Die jungen Schöpfungsmoche er triden. Du bist aufrecht geblieben — mein Stolz und mein Glück!“

— Ende —

## Jüdische Deserteure aus Rußland.

Aus zionistischen Kreisen schreibt man: In letzter Zeit sind in der Presse öfters Berichte aus Rußland erschienen, in denen auf die unermesslich große Anzahl von Juden hingewiesen wurde, die bei der Mobilmachung sich nicht zum Dienst stellten. Obwohl diese Thatsache durch die entsefliche Behandlung der Juden in Rußland und durch die Ereignisse von Kischineu und Homel hinreichend erklärt wäre, erscheint sie doch bei gründlicher Prüfung in einem ganz anderen Licht.

Seit 25 Jahren vollzieht sich unter dem Druck der sogenannten Maigesetze, die das Wahlrecht und die Erwerbsfreiheit der Juden in einer jeden Menschenwürde vernichtenden Weise einschränken, eine stetig wachsende Auswanderung von jüdischen Arbeitern und Proletariats aus Rußland, die in den letzten fünf Jahren zwischen 50- und 60.000 Personen jährlich betrug. Unter diesen Auswanderern befinden sich naturgemäß außerordentlich viele Personen im besten Mannesalter. Dies ergibt sich schon aus der Thatsache, daß nach dem Material, das der kürzlich in Frankfurt zur Regelung der Auswanderung tagenden Versammlung vorlag, der Prozentatz der selbständigen Handwerker unter den jüdischen Auswanderern aus Rußland 33 Prozent ausmacht. Es ist also mit Sicherheit anzunehmen, daß ein sehr großer Theil der jüdischen Stellungspflichtigen schon lange vor Ausbruch des Krieges im Laufe der letzten Jahrzehnte ausgewandert ist.

Hierzu kommt, daß die Mobilmachung zum größten Theil gerade die militärbereite betroffen hat, welche die stärkste jüdische Bevölkerung haben, nämlich Grodno, Wilna, Kischineu, Kiew und andere, wo die jüdische Bevölkerung bis 20 Prozent und in den Städten bis 80 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht. Der verhältnismäßig große Ausfall der jüdischen Stellungspflichtigen erklärt sich so auf die natürlichste Weise. Hingzu kommt allerdings die Abneigung gegen den Kriegsdienst aus religiösen Gründen, da die in der großen Mehrzahl streng an den Speisegesetzen hängenden Juden Rußlands trotz ihrer großen Zahl in einzelnen Regimenten keine ihren religiösen Vorschriften entsprechende Kost erhalten.

In letzter Linie gehört auch viel Opferfähigkeit dazu, sich für ein Land todtschießen zu lassen, wo man nicht einmal wohnen darf; denn wohl bemerkt, noch kurz vor Ausbruch des Krieges war es den Juden verboten worden, sich in der Manufaktur niederzulassen. Selbst die verunbundenen Soldaten werden kein Wohnrecht dort erlangen. Nach zuverlässigen Schätzungen beträgt die Zahl der zur Zeit in Ostasien dienenden jüdischen Soldaten über 40.000 Mann, also ungefähr zehn Prozent der gesammten russischen Armee in Ostasien, und die Zahl der zum Kriegsdienst eingezogenen Jerte überschreitet sogar 50 Prozent der Gesamtzahl. Die Blutsteuer, welche die Juden für Rußland entrichten, dürfte demnach für die Wohlthaten, die sie in ihrem Vaterland durch die Gesehgebung genießen, vollkommen genügen. Die stellungspflichtigen Polen sind übrigens anscheinend derselben Auffassung, vielleicht mit geringerer Recht, aber sie bestreiten gleichfalls, wenn sie über die Grenze kommen können. Wer will den ersten Stein auf sie werfen?

Wer in dem grohartigen Affortiment von Klimas, welches dieser Winter bietet, nicht dasjenige Klima findet, daß ihm paßt, der ist überhaupt niemals zufrieden zu stellen.

Dreizehn Schiffschiffe weist Onkel Sam's Flotte auf. Wenn die einmal von einem Feinde angegriffen werden, so muß derselbe abgeben, daß sein Unglück passiert.